

Zeitschrift:	Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band:	27 (1937)
Heft:	10
Artikel:	Der Böse
Autor:	Niggli, Martha
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-634983

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ment sei. Aber sonst — ohne ihn könnte ich es ja gar nicht aushalten, Dich so lange entbehren zu müssen. Mein Kindchen, lebe wohl. Bhüet Di Gott.

Deine Mama Claudia."

Nun rieselten die Tränen eine Weile über die runden Wangen. Papa hat recht, ein Esel bin ich. Von der Mama fortzugehen, weil die Buben mich geärgert haben und herausgefordert! So bin ich eben, und sitze nun da und heule. Und vielleicht bin ich doch kein Esel, das werden wir erst später sehen. Eigentlich bereue ich nichts. Ich finde es überhaupt schön, so dahinzupilgern. Bin ich müde, so ruhe ich mich aus. Habe ich Hunger, so esse ich etwas, und alles ging doch so gut bis dahin. Und immer erwartet man etwas, immer kann etwas geschehen. Nichts ist wie alle Tage. Fein.

Perleo an Jorinde.

„Nun bist du schon — nein erst drei Tage fort und fehlst uns sehr. Da läufst Du irgendwo in der Welt herum und wir haben keine Ahnung, wo du bist. Wahrscheinlich Winden und Wetter ausgesezt und wir können nicht wie sonst, den Regenschirm für Dich spielen und Dich beschützen. Erlebst weiß Gott was für Abenteuer, und wir haben die Hühner zu mimen, die am Rande des Wasserbeckens herumlaufen und zusehen müssen, wie ihr Entlein davonschwimmt. Ich bin neugierig, wie Du Dich durch die Welt schlagen willst, und gönne es Dir ein wenig, wenn Du das Näschen anstoßt. Hat es gut und macht sich davon! Hat Eltern von unerklärlicher Geduld und unentschuldbarer Liebe, und geht und sucht Ersatz für sie in der weiten Welt! Deine Skifreunde werde ich mir aber hernehmen, wenn Dir etwas zustoßen sollte, denn können sie gewiß sein. — Uebrigens liegt es ganz und gar an Dir, denn ich habe Dich stark im Verdacht, daß Du auch ohne die Herausforderung der jungen Kerle, über kurz oder lang, von uns weggeflogen wärst. Nicht geslohen, sagst Du. Gegangen, um mir mein Brot zu verdienen, sagst Du. Ich weiß. Die gebratenen Tauben werden Dir ja nicht in den Mund fliegen — was ich sehr bedauern würde —. Da Du ja ein Glückskind bist und am Sonntag geboren und gleichsam vom Schicksal behütet wirst, wäre alles möglich. Ich wünsche, daß mir das nicht nur scheinen möge, sondern daß es wirklich so sein wird. Ich sage nicht: Rufe mich, wenn Du in Not bist. Denn Du gehst ja, um Dich allein durchzuschlagen. Aber wenn es wirklich nötig sein sollte, wenn Du wirklich Hilfe brauchst, dann rufe und sei kein Trotzkopf, auch im guten Sinne nicht. Leb wohl, mein Töchterchen. Mama schreibt Dir bald.

Dein C. S.“

Ach, der Papa, seufzte Jorinde. Könnte ich doch nur eine Stunde neben ihm sitzen und mich von ihm streicheln lassen. Das fehlt mir sehr. Ich möchte wissen, ob es auf der Welt einen andern Mann gibt so wie ihn? Und dabei ist er angenehm zum Ansehen. Ich müßte ihn ja auch liebhaben, wenn er aussähe wie der Herr Büchlin. Und hätte ihn ja auch lieb, aber vielleicht müßte ich nachhelfen. Seine Stirne sieht der vom Wanderer ähnlich. Ueberhaupt hat er mich oft an Perleo erinnert. Anders, aber doch. Mama kann übrigens lachen, daß sie gerade ihn bekommen hat. Er natürlich auch. Sie sind ja beide so lieb, eins wie das andere. Und von solchen Eltern laufe ich weg. Papa hat ganz recht. Ich glaube aber trotzdem, es war gar nicht so dumm. Ich sehe es ja, wie ich alle Tage etwas erlebe oder erleben sehe. Und die Menschen sind hier draußen alle so verschieden voneinander. Jedes hat ein ganz anderes Gesicht als das andere. Ob das den Chinesen auch so vorkommt? Mir scheint es nämlich, die Chinesen und die Japaner sehen einander ähnlich, so wie ein Ei dem andern, zum

Verwechseln. Wahrscheinlich können sie selbst sich aber gut von-einander unterscheiden.

Jorindes erster, „wichtiger“ Vortragsabend brachte ihr vollen Erfolg. Sicherlich trug ihr junges, schalkhaftes und allerliebstes Gesichtchen dazu bei, den Saal mit Sympathie zu füllen. Gewiß wirkte es stark auf die Zuhörer, daß das junge Mädchen aussah wie eine Blume, und Mühe hatte, ihre Verlegenheit zu überwinden. Aber zu dem allem verstand sie ihre Sache. Geschmack, tadellose Diction, eine angenehme, helle Stimme, auch die Wahl der Märchen, alles trug dazu bei, den Abend zu einem harmonischen zu gestalten.

Gleich von Anfang an wurden die Zuhörer gefesselt: Das chinesische Märchen vom Wunschkäfig — mit dem Motiv des unersättlich Begehrenden — das zum Schluß am laufenden Band Großväter spendete, die der Wünschende zu ernähren die Pflicht hatte, erregte stärkste Heiterkeit. Ein anderes, ein Negermärchen, war zugleich eigenartig und schaurig. Es fand seinen Höhepunkt in dem Augenblick, als das abgeschnittene Haupt eines Verfolgten sich plötzlich zu regen begann und sich davonmachte. Als die Erzählende mit leiser und fast gespenstischer Stimme flüsterte: Und es rollte ... und rollte ... und rollte ... ging ein geheimes Gruseln durch die Reihen, und jeder sah fröstelnd den schwarzen, verzerrten Kopf mit seinem Stumpf über den Waldweg sich wälzen. Zum Glück verwischte die malaiische Fabel vom Fuchs, der ebenso findig ist wie der deutsche, den Eindruck des Negermärchens, denn der östliche Reinecke war reich an lustigen Streichen. Zum Schluß ließ Jorinde unsere gewöhnlichen Haustiere sprechen, deren Eigenheiten mit denen der Menschen vergleichend. Herzlicher Beifall lohnte sie. Und als sie sich oft genug verbeugt hatte und oft genug glücklich gelächelt, wurde ihr noch ein wundervoller Strauß roter Rosen überreicht. Eine Karte lag dabei: Von ihrem Landstraßenkameraden. Jo, die eben die drei Stufen, die sie über die Zuhörer erhoben, herabsteigen wollte, warf noch rasch einen Blick durch den Saal, ob nicht vielleicht der Wanderer selbst irgendwo zu sehen wäre, der, eines Hauptes länger als alle Welt, leicht hätte gefunden werden können. Dunkelrot vor Freude über die Rosen, stieg sie herab, und wurde umringt, beglückwünscht, begrüßt, gefragt, eingeladen. Schließlich fuhr sie mit Anna-Maria im Auto einer Freundin nach dem Pfarrhaus.

Fortsetzung folgt.

Der Böse

Von Martha Niggli

Es war einmal ein Mann, der war Mechaniker in einer Automobilfabrik und er verdiente viel Geld. Man darf sein Geld natürlich nicht mit dem des Fabrikbesitzers vergleichen, sonst wäre es nur wenig gewesen. Aber er verdiente viel Geld. Er war außerordentlich groß und stark, so ein Kerl, der Mühlsteine hätte zu tragen vermögen. Deswegen war er Oberturner. Er war aber auch Paukenist bei der Stadtmusik, und, da er alle andern an Länge übertraf, Stimmenzähler beim Josephenverein. Er konnte auch schreiben, denn er war acht Jahre in die Schule gegangen, und deswegen führte er das Aktuarium des Ruderclubs. Ja, ich könnte Seiten füllen, wenn ich alle Alemente aufzählen wollte, die ihm übertragen worden waren.

Aber das will ich nicht. Ich will nur noch sagen, daß er noch jung war und das entschuldigt manches. Wenn er reifer gewesen wäre, so hätte er nicht einfach zu seiner Frau gesagt: „Alte, gib das Fressen her!“ und wäre dann fortgelaufen, um erst in der Sonnagnacht wieder zu kommen, sondern er hätte sich vielleicht auf den Öfentritt gesetzt und hätte mit seinen drei kleinen Kindern gespielt. Aber eins davon hatte ein frisches Beinchen, das nur in der Höhensonnen hätte geheilt werden

können, und dieses Büblein mochte er nicht ansehen und nannte es nur den lahmen Siech. So ein gesunder bäriger Kerl, der Mühlsteine zu tragen vermöchte, kann nichts Krankes sehen, sonst wird er selber krank. Deshalb ging er fort. Er brauchte auch des Nachts gar nicht heinzukommen, denn es gab selbst in der kleinen Stadt Weiber genug, schöne, gesunde, buspere Weiber, die sich nicht mit zwei Kindern und einem lahmen Siech schleppten, welche solch einen Kerl gern für eine Nacht bei sich aufnahmen. Er hatte auch immer Geld. Seine Frau war als Mädchen Näherin gewesen. Es genügte, wenn er ihr den Hauszins bezahlte und am Ende des Monats das Brot- und das Milchbüchlein. Sie konnte auch noch was dazu tun.

So war es also, höchst gewöhnlich und höchst prosaisch. Und dieser Mann starb.

Die junge Witwe, die bleicher war als der Tote im Schrein drin, saß am Sarg, und sieben Vereine hatten schon Kränze gebracht, jeder zu 50 Franken, und sie rechnete aus, daß damit fast das Bein des Bübleins hätte geheilt werden können, und sie war so arm wie das Sterntalerkind und konnte doch nicht von dem Toten und den schlafenden Kindern weg in den Wald laufen, daß Sterne vom Himmel fielen und zu harten, blanken Tälern würden, die sie so nötig brauchte. Das Licht war angelauft und brannte trübe, denn sie hatte in den letzten Wochen Staub und Fliegenschmutz nicht mehr von der Glasbirne waschen können. Es war schon tief in der Nacht, bald Mitternacht, und gewiß brachte niemand mehr Kränze. Aber als es zwölf Uhr schlug, ging doch die Tür noch einmal und ein schwarz gekleideter Herr mit hohem Seidenhut, Lederhandschuhen und feinem Aussehen trat in die Stube. Er trug keinen Kranz und sie kannte ihn nicht. Sie mußte ihn nur immer ansehen, so fein sah er aus. Er sah sie mit blinkenden Augen an und sagte:

„Morgen soll also großes Begräbnis sein. Ich hörte davon. Der Chopin'sche Trauermarsch und elf Fahnen. Aber habt Ihr denn auch Geld für das Leichenmahl?“ Sie wand sich und schüttelte den Kopf.

„Hört“, fuhr er fort, „ich bin ein reicher Herr — —“ Sie hob den Kopf und hörte beinahe die Sterntaler fallen. „Ich bin ein reicher Herr und besitze ein großes Landgut, wo Euer Büblein wieder gesund werden könnte — —“ Da fiel ihr ein, daß der Tote dort das Kind den lahmen Siech genannt hatte und sie bäumte sich wild. Aber der andere fuhr fort: „Mein Landgut liegt an einem hochgehenden Fluß und eine Straße führt vorbei, welche alle Leute gehen müssen. Die Kinder spielen manchmal, wenn sie zur Schule gehn, und alte Leute gleiten aus, wenn sie Besorgungen zu machen haben. Die Straße führt aber dort so nah am Fluß hin, daß Kinder und Leute dann hineinfallen. Ich hatte aber einen guten Hund. Dieser Hund hat 23 Menschen das Leben gerettet. Er ist jetzt tot und soll ein christliches Begräbnis haben mit Trauermarsch und Fahnen.“

Die Frau starrte ihn an und seine Augen blinkten in die ihren. Das Blut brauste in ihr und sie wollte schreien: „Nein, nein, nein!“ Aber alle Anstrengung nützte nichts. Sie hatte schon so furchtbar gelitten, daß sie keine Kraft mehr zum Schreien besaß, auch bei dem Allerentzöklichsten nicht. Der fein gekleidete Herr zählte auch schon Banknoten auf den Tisch und sie hielt die Feder in der kalten Hand, um zu schreiben. Aber nein, sie schrieb ja nicht. Gewiß schrieb sie nicht. Im Bettchen nebenan regte sich der arme kleine lahme Siech. Das Beinchen schmerzte und er wimmerte leise. Da häkhte sie den Toten so furchterlich, wie sie den Lebendigen nie geliebt hatte. Da schrieb sie.

Der feine Herr steckte die Quittung zu sich, legte den Toten, der beinstief war, auf den kalten nassen, gefegten Boden, zog unter dem Rock hervor einen riesigen Neufundländer — man wußte nicht, wie er ihn dort hatte verbergen können —, ein prachtvolles Tier, dessen jetzt stumpfes Fell einmal geglanzt haben mußte wie Seide, und legte es auf das Laken über den Hobelspänen. Dann hob er den Sargdeckel und legte ihn über den Schrein. Die Frau wollte schreien. Aber wenn sie den Mund öffnete, so sah der Mann von seiner blitzschnellen Arbeit auf und sah sie an, dann klapperten ihr die Zähne. Er schlug die Nägel in

den Sarg. Aber man hörte weder Hammerschlag noch das Drehen einer Schraube. Dann hob er den Toten von der Erde, schob ihn unter den Arm und ging zur Tür hinaus. Eine Uhr im oberen Stockwerk, die ein paar Minuten nachging, schlug zwölf durch die Diele herab.

Die Frau erwachte. Alles war so furchtbar. Sie wunderte sich, daß der Sarg geschlossen war. Aber wahrscheinlich hatte der Schreiner barmherzig es getan und sie erinnerte sich dessen nicht einmal mehr. Auf dem Tisch lag ein Stoß Banknoten, ein rechter Stoß. Aber die Leute waren da gewesen, auch der Armenpfleger und der war ein edler Mensch wie nicht alle seines Berufs.

Am andern Tag wunderte sich auch kein Mensch, daß der Sarg geschlossen war. Der Mann hatte so viele Freunde gehabt. Einer konnte wohl den Deckel aufschrauben. Niemand wunderte sich, daß die Frau Geld besaß. Es gab noch immer gute Leute und man hatte ja immer bedauert, daß die feine, zarte Frau an dieses Scheusal von Mann gekettet gewesen war. Sie lud die Leute auch ein, nachher in den „Raben“ zu einem kleinen Mahl zu gehen und sie sagte, daß sie nun das Büblein in ein Kinderheim nach Arosa geben wolle. Ihr Mann hätte es nur nie fortgeben wollen.

Alles war in Ordnung, gottlob. Die Frau war bleich wie der Tod und der Sarg wurde in den Wagen getragen. Die Pferde hatten schwarze Decken auf, Schleifen im Baumzeug und Riesenkränze hingen rings um den Wagen, auf deren violetten, goldenen und schwarzen Bändern Worte standen wie: treu, unvergänglich, bewahrt, unersetzlich usw. Und hinter der Leiche her schob sich eine dicke Schlange von Menschen, aus der Fahnentangten aufragten.

Als der Zug um eine Ecke bog, stand da ein feingekleideter eleganter Herr. Er trug einen hohen Seidenhut, hatte den Elfenbeinknopf seines Stockes gegen die Lippen gepreßt und sah so distinguiert aus, wie niemand sonst in der Stadt. Es war offensichtlich, daß er auf den Leichenzug wartete und sich ihm anschließen wollte. Was für ein Mann mußte der Tote gewesen sein, und was für Verbindungen mußte er gehabt haben, daß ein solcher Herr ihm die Ehre erwies. Die Glieder der schwarzen Schlange blähten sich und jetzt, gerade jetzt, setzte der Chopin'sche Trauermarsch ein. Er hätte zwar erst angefangen im Friedhof gespielt werden sollen; aber eine Ehrung rief wieder einer andern.

Den Marsch hatte man eingeübt als vor Jahresfrist ein großer Künstler begraben wurde, der sich in die kleine Stadt zurückgezogen hatte und dann hier gestorben war. Jetzt konnte man ihn noch, und um einen treuen, unvergänglichen, bewährten und unersetzlichen Kameraden zu ehren, war er gerade recht. Es war ein ergreifendes Spiel und der feine schwarze Herr hatte Tränen in den Augen und ein Lächeln um den feinen schmalen Mund. Die Fahnen wehten in der blauen Luft und rauschten auf, als sei irgendwo im Weltenraum eine Freude darüber, daß das Verdienst einmal am rechten Ort geehrt werde. Man sang auch gerade eine neue Friedhofsecke an mit Toten zu belegen und es war recht, daß das neue Viertel einen solch würdigen Anfang nahm.

Nach dreißig Jahren, als das kleine Büblein ein Mann geworden war und selber ein kleines, lustiges Büblein hatte, das aber nicht saß war, da lag der ganze Friedhof voll Leichen und ein Teil mußte wieder umgegraben werden. Es traf nach dem Gesetz gerade jenes Viertel, wo man einst den unersetzlichen Freund beerdigte hatte. Als man das erste Grab in der Ecke auftat, fand man das vollkommen Skelett eines riesigen Hundes.

Ein Dr. phil., der in der Stadt lebte und Altertumskunde betrieb, wurde gerufen und stellte fest, daß es sich hier um eine Grabstätte aus der Alemannenzeit handle, in der ein Fürst mit seinem Leibhund begraben worden sei. Man grub auch nach den Überresten des Fürsten. Man fand sie nicht. Sie mußten in Staub zerfallen sein. Der Hund war ja auch wichtiger Zeuge eines alten Totenkultus.

Es erschien eine Schrift über die Angelegenheit. Man kann sie in den Buchhandlungen kaufen. „Heimat“